

HS: Die Natur des Menschen – heute.

Anthropologische Grundfragen in der Gegenwartsdiskussion

Dozenten: Prof. Dr. K.-S. Rehberg, Prof. Dr. Th. Rentsch, Dr. J. Fischer

Referat: Frau Gänsicke u. Frau Heitzmann

Protokollantin: Melanie Thier¹

Thema: **Menschliche Natur: Der Ansatz der anthropologisch-soziologischen Institutionenanalyse (Rehberg)**

Literatur: K.-S. Rehberg: Institutionen als symbolische Verkörperungen. In: T. Melegny/ h.-J. Niedenzu (Hg.): Institutionen. Entstehung, Funktionsweise, Wandel, Kritik. Innsbruck 2003, S.33-55.

K.-S. Rehberg, Ders.: Weltrepräsentanz und Verkörperung. Institutionelle Analyse und Symboltheorien. Eine Einführung in systematischer Absicht. In: G. Melville (Hg.): Institutionalität und Symbolisierung. Köln/ Weimar/ Wien 2001, S. 3-49.

[weitere Literatur: K.-S. Rehberg: Eine Grundlagentheorie der Institutionen: Arnold Gehlen. Mit systematischen Schlussfolgerungen für eine kritische Institutionentheorie. In: G. Göhler (Hg.): Die Rationalität politischer Institutionen: Interdisziplinäre Perspektiven. Baden-Baden 1990, S. 115-144.

K.-S. Rehberg: Institutionen als Symbolische Ordnung. In: G. Göhler (Hg.): Die Eigenart der Institutionen. Baden-Baden 1994, S. 47-84.]

In dieser Sitzung soll der Ansatz der anthropologisch-soziologischen Institutionenanalyse vorgestellt werden. Dazu werden die zwei Referentinnen zunächst einen Einstieg über die Gehlensche Institutionentheorie geben und später Karl- Siegbert Rehbergs Institutionenanalyse vorstellen. Im Kern steht dabei die stabilisierende Wirkung der Institutionen auf das „Mängelwesen“ Mensch [Arnold Gehlen] sowie die Konstruktion und Aufrechterhaltung eben jener durch eine spezifische Symbolizität. In der folgenden Diskussion wird die Differenz zu anderen Ansätzen, z.B. von Thomas Hobbes oder Niklas Luhmann, herausgearbeitet.

[Vorweg:] Biografischer Abriss

Arnold Gehlen lebte von 1904 bis 1976. Seine Habilitation in Philosophie erfolgte 1930. Mit der Machtergreifung Adolf Hitlers trat Gehlen 1933 in NSDAP ein. Während des NS-Regimes hatte er Professuren für Philosophie in Leipzig, Königsberg und Wien inne. 1945 erfolgte die zu erwartende Amtsenthebung. Jedoch wurde Arnold Gehlen schon 1947 als Professor für Soziologie nach Speyer berufen. Ab 1962 leitete er den Lehrstuhl für Soziologie in Aachen.

Seine Hauptwerke sind: „Der Mensch“ (1940); „Urmensch und Spätkultur“ (1956); „Die Seele im technischen Zeitalter“ (1957) und „Moral und Hypermoral“ (1969).

I Institutionentheorie und Symbolizität

1 Arnold Gehlens Institutionentheorie

Die Institutionentheorie Gehlens geht von dem Mensch als einem Mängelwesen aus. Dieses Mängelwesen ist beherrscht von der Unordnung im Menschen selbst und der von ihm geschaffenen Welt, die

¹ Ergänzungen und Korrekturen in [] von Heike Delitz

nur durch die Errichtung von stabilitätsstiftenden Institutionen überwunden werden kann. [Ihre Ursache hat diese „Unordnung“ in der Instinkungebundenheit und im] Antriebsüberschuss des Menschen (Plastizität). Daher braucht der Mensch eine Formierung durch die Außen- bzw. Mitwelt. Der Mensch wird dabei als handelndes, sprachliches Wesen, [also] als Kulturwesen gesehen, das einer Ordnung durch „oberste Führungssysteme“, so genannten Stabilisatoren, bedarf. Institutionen [als diese Handlungsstabilisatoren] erscheinen gewissermaßen als gesellschaftliche Tatsachen (Durkheim), sozusagen als Rückgrat der Gesellschaft. In seinem Spätwerk zeigt Gehlen, dass es einen Prozess der Verdrängung der Institutionen durch Großorganisationen gibt. Dieser Prozess, so Gehlen, sei unumkehrbar und stabilisiere sich in einer Chaoslage. (Rehberg 1990: [xx])

Die Referentin schließt zur Verdeutlichung folgende [auf die von ihr gemeinte Institutionentheorie nicht gemünzte] Kritik von Habermas an:

„Respektable Lebensweisen und theoretisch interessante Annahmen mischen sich mit dem politischen Stammtisch eines aus dem Tritt geratenen Rechtsintellektuellen, der den lebensgeschichtlichen Aporien seiner Rolle nicht mehr gewachsen ist“ (Habermas) Die Kritik von Habermas war nicht auf die Institutionen bezogen, sondern vielmehr auf das letzte Werk Gehlens, die pluralistische Ordnung von Familie und Staat, die einen Hauptschlag gegen die Studentenrevolte der Sechziger darstellte.

[Zu ergänzen ist, dass] Gehlen sehr wohl konservativ [war], jedoch seine Institutionentheorie [keineswegs nur konservative Elemente enthält, auch wenn sie aus dem Zusammenhang der] damaligen Zeit zu verstehen ist. Die durch das NS-Regime hervorgerufene Ordnung nach den [als solche empfundenen] Wirren des Versailler Vertrags und der Weimarer Republik seien auch in [seiner Theorie] der „Ordnung der Institution“ wieder zu erkennen: [die anthropologische Grundvoraussetzung ist] das Mängelwesen Mensch, das wie schon im Hobbes'schen Sinn ein fragiles Wesen ist („Der Mensch ist das Wesen, dem der Hunger von morgen Hunger macht“), das einen Stabilisator ([bei Hobbes: den] Leviatan) bräuchte. [Auch dies ist freilich ein *Selbststabilisator*.]

Auch Hegel und [in gewissen Aspekten] Plessner stehen in dieser Tradition der Ordnungsfixiertheit [in der Befürchtung der] Auflösung der *bürgerlichen* Gesellschaft von unten her, der nur durch Ordnung Einhalt geboten werden könne.

Gehlen hat sich zudem nach dem NS-Regime in seinen Theorien weiterentwickelt und als einer der ersten die Theorie Georg Herbert Meads ([die von einer im zwischenmenschlichen Verkehr ständig neu herzustellender,] *interaktiver* Ordnung [ausgeht]) [rezipiert].

[Bezug zur Philosophischen Anthropologie]

[In Bezug zu setzen ist die Diskussion von Gehlens Institutionentheorie mit dem Tier-Mensch-Vergleich als dem charakteristischen Denkansatz der Philosophischen Anthropologie. Dann kommen überhaupt erst die] Körperlichkeit, und damit die Sexualität [als menschliche Phänomene in den Blick, gerade] in Bezug auf das Beispiel Ehe. Der Mensch ist immer an das Körperliche gebunden ([nicht nur] Triebe), in allen sozialen Verhältnissen.

Genau dieser Ansatz stellt eine Abgrenzung zu anderen Theorien [und das Leistungspotential der philosophischen Anthropologie] dar. Die Vertragstheorie nach Thomas Hobbes fordere [etwa nur] ein rationales Kalkül aller Beteiligten [, hier ist der Mensch reduziert auf das animal rationale]. Niklas Luhmanns Systemtheorie abstrahiert [ähnlich] das Körperliche vom „sozialen System“ [als „sinnhaft operierenden“]. Die Philosophische Tradition [hat dies ähnlich immer wieder reflektiert:], dass die Fragilität der Beziehungen [aufgrund der fundamentalen Endlichkeit des Menschen] nach einer Ordnung verlange. Kant sagte: der Mensch sei ein Tier, das einen Herrn brauche. [Der Mensch ist das einzige Lebewesen, das] Todesbewusstsein hat. Zeugnisse dessen seien die frühen Todes- und Bestattungskulte der Naturzeit, als „Todesangst-Bewältigungs-Praxis“, wie sie Sigmund Freud, [aber auch] Theodor W. Adorno und Max Horkheimer [thematisiert haben]. Auch Friedrich Nietzsche spricht von der [Sehnsucht nach der] Überwindung des Todes [als Ursprung] der europäischen Kultur [, indem er die „Bewältigung“ von] Sok-

rates' Tod [nennt], woraus die Philosophie entstanden sei, und zum anderen die Überwindung des Todes Christus' und die daraus resultierende christliche Gemeindebildung.

Bei der Analyse [der Kultur sollten] folgende Ebenen [differenziert werden]:

- (a) Naturgrund: die animalische Basis, die Bedürfnigkeitsbasis. Im Vordergrund steht hierbei [die permanent drohende] Vernichtung des Einzelnen, der Gruppe, [schon im] Schlaf oder einer Krankheit [sind Momente davon enthalten.]
- (b) Formale Struktur der gesellschaftlichen Praxis, die institutionentheoretische Ebene, bei der Institutionalierungsgrade [unterschieden werden können]
- (c) [die] begriffliche Analyse [die Reflexion dessen, worin wir uns immer schon befinden]
- (d) [die] normative Beurteilung

In der Anthropologie ist der Mensch das „nicht festgestellte Tier“ (Nietzsche). Die instinkthaft eingebundene Triebhaftigkeit der Tiere, also in Beziehung auf Partnerwahl, Ort und Fruchtbarkeit des Partners, [ist im Menschen gerade nicht mehr gebunden,] verankert. Zeit und Partnerwahl sind nicht vorbestimmt. Statt der Instinkte übernehmen Institutionen diese Aufgabe. Die Institution hat die Aufgabe, etwas auf Dauer [zu stellen, wobei das Schlüsselproblem ist: dass es über den Wandel der einzelnen Individuen hinweg geschehen muss]. Die normative Dimension [wird dabei von einer] „Leitidee“ [ausgefüllt]. Jede Institution hat eine Leitidee, durch die sie sich steuert [und die sie definiert und die ihre normative Verbindlichkeit ausmacht]. (z.B. die „Treue“ in der Ehe).

Die Frage der Steigerung von Ordnung [ist komplex: so gibt es durchaus auch Re-Institutionalisierungsprozesse]. Dabei sind die [Leitideen] kulturell [und historisch] verschieden, z.B. die Stellung der Ehe vor Erfindung der Anti-Babypille und danach. Ordnungen sind [zudem immer von den Individuen aus] frei und gestaltbar [, sie dürfen also nicht verdinglicht werden. Dabei ist, weil wir immer schon in gesellschaftliche Ordnungen eingebunden sind,] kein absoluter Standpunkt möglich. Die Steigerung von Ordnung [entspricht] den menschlichen Bedürfnissen, mit Gehlen: der Entlastungsfunktion der Institutionen. Eine ständige Partnersuche würde etwa zu Kämpfen in der Gesellschaft führen, wie sie Hobbes' Chaostheorie [beschreibt. Demgegenüber ist die] Institution der Ehe eine Entlastung des Einzelnen. Auch in der Sprache zeige sich der stabilitätsschaffende Charakter [institutioneller Ordnungen]. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Erst dies ermöglicht es dem Menschen auch, Schönes und Schreckliches wahrzunehmen. Die Habitualisierung hat eine entlastende Funktion. Ein Beispiel ist das Verlangen der Homosexuellen-Bewegung nach Anerkennung ihrer Ehe als Institution, um gesellschaftliche Anerkennung zu erlangen. Gehlen hätte diese freilich als Sprengung der Institution interpretiert. [Dabei hat die] Ehe erst spät ihren rituellen Charakter ausgebildet, [in Parallele zur Komplexitätssteigerung (Niklas Luhmann) der Moderne].

Chaos, Gewalt und Extase sind menschliche Charakterzüge. Institutionen stiften hier Stabilität, sie sind [aufgrund der anthropologischen Situation] eine Notwendigkeit des menschlichen Lebens. [Wegen der Fragilität alles Menschlichen und der Sterblichkeit der Einzelnen] bedarf es einer ständigen Aufrechterhaltung der Institutionen. [Die erstaunliche Langlebigkeit der katholischen] Kirche [ist für diese Leistung ein herausragendes Beispiel. Mechanismen der Aufrechterhaltung sind z.B.] Transformationen, wie sie Marx beschrieb. Georg Simmel hingegen geht von einer „Tragödie“ der Kultur aus.

[Institutionen sind keine Selbstläufer, sie können auch zerfallen, wie es] das Beispiel der DDR zeigt. Ihre Kerninstitutionen sind zerfallen, weil ihre Leitideen keine normative Kraft mehr hatten. Die [neuen] Bundesländer wurden jedoch im Gegensatz zu den anderen Ostblockstaaten aufgefangen. Die BRD stellte ihnen ihre Institutionen zur Verfügung. Es kam zu einer Re-Institutionalisierung. Die Ostblockländer griffen [wie auch die neuen BL] die Leitidee des Nationalen wieder auf. Die Wendezeit [ist als] Kampf um eine solche Leitidee [interpretierbar:]. Die DDR war ein Demokratischer Staat, ‚im Auftrag des Volkes‘ tätig. ‚Das Volk‘ identifizierte sich mit dem Arbeiter- und Bauernstaat nicht mehr und [und

wendet die Leitidee um] zu ‚Wir sind das Volk‘. Im weiteren Verlauf wurde daraus ‚Wir sind ein Volk‘, also [der Ruf nach der] Re-Institutionalisierung des deutschen Nationalstaates.

[Hier wird auch deutlich, dass der] Fantasieüberschuss [des Menschen] andere Leitideen schafft und damit neue Institutionen; [und dass diese stets kontingent sind].

[Die Herausarbeitung der Entstehung/Genese von Institutionen ist eine Leistung Durkheims: Die Grundthese der Soziologie Emile Durkheims ist ja, dass gesellschaftliche Tatsachen nicht aus den Handlungen Einzelner zu erklären sind.] Emile Durkheim betrachtete die Urreligionen als erste Institutionen. Der Totemismus, welcher auch heute noch eine große [freilich verwandelte] Rolle spielt (verwiesen sei hier auf die Beerdigung Johannes Paul II.), und andere Riten bringen gesellschaftliche Stabilität durch ihre rituelle Moralität. Gehlen übernimmt diesen Ansatz in „Urmensch und Spätkultur“ und beschreibt diese Rituale als früheste Form der Ordnung. Die dynamischen Formen und das Bedürfnis nach Nachahmung, die rituelle Gemeinsamkeit begründen die Ordnung. Das gemeinsame Ritual führt also zur Vergemeinschaftung und diese wiederum zur Ordnung. Gehlen bezieht dies auch auf die Nutztiere, indem er sagt, dass man die heiligen Tiere [erst sekundär] zur Lebensmittelversorgung nutzte. Während die Materialisten behaupten, dass besonders wichtige Nutztiere heilig gesprochen wurden. Insofern geht Gehlen hier von einer arationalen [Vergemeinschaftung als Geburt der Institutionen] aus. Die Gründung von Ordnungen ist insofern in ihrem Ursprung rituell.

Carol Hageman-White kann einen ähnlichen Prozess für die Frauenbewegung aufzeigen. Die Praxis der Frauenbewegung, wie Demonstrationen u.ä. wurde bald zur Institution [entgegen den Intentionen der Beteiligten]. Auch die Parteigeschichte der Grünen könnte als Beispiel angeführt werden.

3. Der Ansatz der anthropologisch- soziologischen Institutionenanalyse (Rehberg)

Die Vertreter zeitgenössischer Institutionentheorien sind sich darin einig, dass gesellschaftliche Institutionen zum einen eine restriktive bzw. stabilisierende Funktion für die Akteure haben und zum anderen individuelle Handlungen sowie gesellschaftliche Integration ermöglichen, d.h. sie besitzen eine „zweite Dimension“, welche die Soziologie mit Hilfe des Symbolbegriffes analysieren will.

Institutionen sind idealtypisch solche Sozialformen, in denen eine Synthese zwischen Sozialstruktur, Organisation, Normen- und Faktenwissen hergestellt wird. Institutionen sind Vermittlungsinstanzen kultureller Sinnproduktion, durch welche kulturelle Objektivationen verbindlich gemacht werden. (Beispiel der Institution Ehe: die Ehe unterliegt verschiedenen Ordnungen, z.B. weltliches/ kirchliches Eherecht, gesellschaftliche Konventionen, Rituale usw.. Diese Ordnungen vermitteln bestimmten Dingen symbolische Bedeutungen, z.B. die gesetzliche Verankerung der Form der Eheschließung im Ehegesetz § 13.)

Institutionen werden [dabei insbesondere] als *symbolische* Ordnungen aufgefasst. Dies beruht auf der anthropologischen Grundannahme der symbolischen Vermitteltheit aller Welt- und Selbsterkenntnis des Menschen. Das heißt: der Mensch als Kulturwesen ist darauf angewiesen jede Situation, in der er lebt, zu deuten und zugleich andere Handlungsmöglichkeiten präsent zu halten. Der Gebrauch von Zeichen und Symbolen ermöglicht solche Transzendenzleistungen, welche das Spezifische der menschlichen Intersubjektivität sind. „Geist“ zu haben, bedeutet die Verfügung über „signifikante Symbole“, deren Bedeutung gewusst und in die eigenen Absichten eingebaut wird. Vor allem aber werden die signifikanten Symbole von anderen geteilt.

Bei den Symbolen unterscheidet man zwischen Präsenz- und Repräsentanzsymbolen. Im darstellenden Verhalten wird nicht nur auf etwas anderes verwiesen (Repräsentanz), sondern das „Dargestellte“ wird tatsächlich in die Anwesenheit gezwungen (Präsenz). Am Beispiel der Ehe heißt das, das Zeremoniell vor dem Standesbeamten repräsentiert die Eheschließung, und durch das Zeremoniell inklusive der verschiedenen Symbole (Beamter, Ring, Unterschrift etc.) wird die Institution Ehe in die Anwesenheit gezwungen bzw. präsent. Die symbolische Herstellung von Präsenz ist für Institutionen von größter Wichtigkeit. [K.-S. Rehberg] unterscheidet folgende präsenzschaffende Symbole:

(a) Leib- Symbole; Körperinszenierung durch z.B. *Brautmode; Ringtausch*

- (b) Raum- Symbole; *Standesamt*
- (c) Zeit- Symbole; *bestehen des formalen Ablaufs (3. Person, die die Ehe vollzieht)*
- (d) Text- Symbole; *Ehegesetz, Heiratsurkunde*

[Diese Symboldimension] ist der Kern der Institutionentheorie und damit auch der der „Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen“ (TAIM). Institutionelle Mechanismen sind besondere Formen der Stabilisierung sozialer Beziehungen [eben symbolische]. Die zentrale Fragestellung beschäftigt sich mit einem Aspekt der Herstellung, Stabilisierung und Wandlung sozialer Beziehungen. Jede Institution strebt nach [Dauer und Legitimität], [dazu dient die] Konstruktion von „Eigenräumen“ und „Eigenzeiten“ sowie insbesondere einer „Eigengeschichte“.

- (a) Eigenräume: sind Kultstätten, Raumgliederung, Bauwerke usw., die ein bestimmtes Gefühl der historischen Präsenz vermitteln sollen
- (b) Eigenzeiten: sind z.B. kirchliche, nationale und akademische Auffassungen von Vergangenem und Gegenwärtigem, institutionell festgelegte Tagesabläufe und Lebenszeiten (z.B. Definition von „jung“ und „alt“)
- (c) Eigengeschichte: ist z.B. die Entwicklung der Institution bzw. deren Enthistorisierung (Mythos vom Immer-schon-dagewesenem verleiht Legitimität)

Ein weiteres wichtiges Merkmal in der Institutionentheorie ist, dass jede Institution eine Leitidee besitzen muss. Leitideen sind motivierende, Bindungen und Verpflichtungen schaffende Vergegenwärtigungen eines möglichen Ordnungssinns. Für das Beispiel der Ehe heißt das: Die Ehe ist eine durch Sitte und Gesetz anerkannte, auf Dauer angelegte Form der Partnerschaft zwischen zwei oder mehreren Personen, die gegenseitig wirtschaftliche und sexuelle Rechte und Pflichten einschließt.

Jede Institution ist durch Abstraktionsleistungen gekennzeichnet, d.h. an die Stelle bestimmter Inhalte treten Verhaltens- und Erwartungssicherheiten (Treuegelöbnis). Außerdem tendiert jede Institution zur Selbststeigerung ihrer Prämissen und Mittel (Normierungszwang der Zweierbeziehung durch rechtliche Festlegung, Ehegesetz). Zudem stellt sich jeder Institution das Problem der Legitimität, da jede Institution nach der Ausübung institutioneller Macht strebt und damit Herrschaft beansprucht. Es wird versucht die Legitimität durch die bereits genannten Aspekte zu erhalten und zu steigern (gesellschaftliche Akzeptanz, siehe Heiratsstatistiken und historische Überlieferungen). (Rehberg 2001, Rehberg 1994)